

»Ich bin ein Stein, der bewegt worden ist«

Ein Tuwa-Mongole, ein deutscher Dichter

VON JÖRG DREWS

Man greift in den Bücherstapel, zieht den Band *Die graue Erde* eines gewissen Galsan Tschinag heraus und liest: »Es ist ein armseliger, ein stummer und schrecksender Himmel, der mir zu Füßen liegt und es erdulden, erschauern und erzittern muss, bis er sich verwischt, sooft die verbeulte Schöpfkelle aus Messing in die Wolken greift, einen Batzen abreißt und heraushebt. Ich sitze darüber, schamane und denke mit Befriedigung an das Schaf, dem ich die Wolle rupfe. Mit jeder Kelle, die ich aus dem Fluss hebe, steigt auch der Vers, den ich gerade brauche, zu mir herauf. Das Wasser ergießt sich in heller Strähne und mit dunklem Gepolter in den Espenholzeimer und springt, da dieser längst voll, glitzernd und plätschernd über den Rand. Der Vers dagegen fällt leicht und still auf die Zunge nieder, wälzt sich von dort Wort für Wort weiter in die Kehle und verwandelt sich in Gesang. Die flatternde, helle Weise, die ich den prickelnden, fast stechenden Spritzern des schäumenden Wasserschwalls abhöre, behalte ich bei und ziehe die Silbe am Ende einer jeden Strophe genüsslich in die Länge. Gut, dass man das Gebüsch hat, das einem so

fest und dicht im Rücken steht und Versteck vor fremden Augen und Ohren gewährt. Hier darf man bleiben und schamanen, nach Belieben lange und laut. Und es mit den Geistern treiben, wie einem Lust und Mut gerade reichen. Ich bin entschlossen, Schamane zu werden.«

Da war ich hin. Nicht nur, weil mit verblüffender Selbstverständlichkeit das Verb »schamanen« gebraucht wird, sondern weil das trotz des Autorennamens gar nicht wie übersetzt klingt. Und in der Tat, es ist in deutscher Sprache geschrieben, von Galsan Tschinag sind siebzehn Titel erschienen, zuletzt ein historischer Roman, der sich nichts Geringeres vorgesetzt hat als eine Erzählung von den letzten drei, vier Tagen im Leben des Dschingis Khan.¹

Dergestalt auf einen Autor zu stoßen ist Schicksal, und es ist ein gutes Schicksal für die deutsche Literatur. Denn der fehlt es ja nicht zuletzt auch am Gewinn von Welthaltigkeit durch eingewanderte Autoren, an Autoren, die aus mehr oder weniger freien Stücken sich die deutsche Sprache erwählt haben und ihr neue Ausdrucksnuancen schenken. Das Englische hat es besser, dem sind in den letzten

¹ Die Bücher von Galsan Tschinag sind vor allem bei Insel und Suhrkamp in Frankfurt erschienen, für das Frühjahr ist Tschinags Autobiographie bei Insel angekündigt. Weitere Titel sind bei A1 in München, beim Unionsverlag in Zürich und beim Verlag im Waldgut in Frauenfeld erschienen.

Jahrzehnten Werke, Töne, sprachlich-stilistische Möglichkeiten zugewachsen, die der alten Kolonialmacht Großbritannien und der englischen Sprache eine Bereicherung angedeihen ließen; von US-Amerikanern bis zu Indern, von Australiern bis zu Iren ist das Phänomen so weit verbreitet, dass im strikten Sinn »englische« Literatur nur noch ein Sektor innerhalb der englischen Literatur ist.

Bei uns sind Autoren dieser Art von einigem Rang an den Fingern einer Hand abzuzählen: Ermine Özdamar, Feridun Zaimoglu, Zé do Rock, Marica Bodrožić, Ilija Trojanow. Jetzt machen wir aber die zweite Hand auf und zählen weiter. Wir hatten keine Kolonien, die auf längere Sicht auch unsere Sprache und deren »Kulturkreis« hätten bereichern können, nur für weniger als dreißig Jahre; und jenes Volk, dessen gebildete Vertreter in Osteuropa zur deutschen Kultur gehörten, die Juden, die wie Mendelssohn und Paul Celan bis zu Moses Rosenkranz in unserer Sprache dachten und dichteten, brachten wir ja um. Erst in jüngster Zeit eröffnet sich wieder die Chance, Blickwinkel, Temperament und Sprache unserer Literatur zu erweitern durch Autoren wie Rafik Schami, Said und José Oliver.

Zu ihnen gehört in einem extremen Sinn Galsan Tschinag, dessen ehrgeizige Berufsziele nacheinander waren: Dichter, Wissenschaftler, Germanist und Sprachlehrer, Journalist und – Schamane. Wenn einer 1943 – so ganz genau weiß er das Jahr allerdings nicht – in einer Jurte, einem Rundhaus geboren ist, dann ist nicht nur der Schulbesuch in einem viereckigen Haus, der Eintritt in die sowjetkommunistische und obendrein »viereckige Welt« ein Schock, sondern noch mehr die notwendige Unterdrückung der Wünsche nach Schamanischem. Viele der Bücher Tschinags reden autobiographisch oder zumindest indirekt von dieser in der Tiefe ungestörten Rückbindung an archaische Denk- und Lebensweisen bei gleichzeitiger fast brutaler Notwendigkeit, sich als Nomade in der oktroyierten Welt des Sowjetimperiums zu behaupten, die, verglichen mit dem Nomadentum, eben doch auch Fortschritt bedeutete.

Mit bizarren Wendungen, denn nach dem Abitur wird Tschinag unter dem Rubrum Wissenschaft und »Völkerfreundschaft mit der Deutschen Demokratischen Republik« zur Erlernung der deutschen Sprache gewissermaßen über Leipzig abgesetzt, und damit ändert sich sein Berufsziel, bis er Ende der sechziger Jahre nach Ulan Bator zurückkehrt und nicht nur Deutschlehrer wird, sondern beschließt, in deutscher Sprache zu schreiben – als Dichter.

Der verwirrte Staatsstipendiat ist also ein Ehrgeiznik der besonderen Art: Zuerst möchte er vor allem dem »Sippenalltag« entfliehen, dann will er den »Weg des Wissens gehen«, also entschieden das sozialistische 20. Jahrhundert betreten, und schließlich will er ein deutscher Dichter werden; das eine ist dabei die dem Schamanentum benachbarte Alternative, das andere hat neben der Liebe zur deutschen Sprache auch etwas damit zu tun, dass er glaubt, das Schicksal seines Volkes in einer Sprache überliefern zu müssen, die länger leben wird als dieses Volk: das Volk der Mongolen tuwinscher Sprache, einer Turksprache, deren Zahl an Sprechern in rasantem Rückgang begriffen ist.

Mag es dem zwanzig oder fünfundzwanzig Jahre alten Galsan Tschinag damals auch nicht an Berufung und Selbstbewusstsein fehlen, so hat er sich damit doch eine schwere Last auf die Schultern geladen; auch davon erzählen seine Bücher. Er hat mehrere Identitäten, mehrere Ichs in sich, mehrere seelische Schichten, ist Tuwa und Mongole und Sowjetbürger und hat engen Umgang mit Kasachen und Chinesen, und er hat entsprechend mehrere Namen: Eigentlich heißt er »Irgit Schynykbaj-oglu Dschurukuwaa«, aber niemand außerhalb seines Stammes käme mit solchem Namen zurecht, ganz zu schweigen von einem Literaturlexikon, also wird irgendwie dann Galsan Tschinag daraus, obwohl weder das eine ein Vorname noch das andere ein

Nachname ist, und obendrein hat er, so erzählt er in dem Prosastück *Eine Namensgeschichte*, noch ungefähr zwanzig poetische und familiäre Rufnamen, und in diesen vielen Splittern blitzen die Bruchstücke seiner »Identität« auf.

Fast alle seine Bücher sind eigentlich Teile oder Variationen dessen, was der Psychoanalytiker Otto Rank den »Mythos von der Geburt des Helden« nannte. Um das Leben seines Stammes vor der Geschichte, die diesen Stamm zu verschlingen droht, erzählerisch, dichterisch zu Protokoll zu geben, also um von mehr als nur von sich selbst zu sprechen, erzählt er manchmal herzerreißende und oft auch sehr komische Geschichten von einem Schamanenanwärter, der nun in sich austragen muss, was einer der Grundkonflikte unserer Epoche ist, zumindest in den unterentwickelten und den Schwellenländern: der zwischen technisch-instrumentellem und schamanisch-mythischem Wissen. Es kommt hinzu, dass Tschinag innerhalb der Mongolen eben einer Minderheit angehört, und sein Stamm im engeren Sinn, bezeichnet nach der Zahl derer, die sich noch zur Tuwa-Sprache bekennen, Muttersprachler sind, zählt etwas über vier-tausend Häupter.

Ein Dichter aus einem »Restvolk«, einem »Restglauben« und einer »Restkultur«, einer der weiß, dass der Fortschritt etwas Fragwürdiges ist, dass aber gewiss sein eigenes Verbleiben in den alten Lebensformen, hielte er daran krampfhaft fest, definitiv ein Rückschritt sein würde, gibt sich hier erzählerisch Rechenschaft von der mörderisch raschen Veränderung der Lebensverhältnisse seines Nomadentums und der Mongolei insgesamt. Das ist ihm ein Muster dessen, was in der technischen Weltzivilisation und dann in der ökonomischen Globalisierung vielen kleinen Kulturen droht und die Menschheit insgesamt durchaus auch verarmen lässt.

Einer wird in einer Kultur geboren, für die die Jahreszahl nicht so wichtig ist wie die Jahreszeit, zieht aus der organischen in die anorganische Welt, wächst

zunächst auf in einer Sprache, die keine Schrift hat, und schreibt heute selbst auf dem PC, erlebt die Natur als Kind der Steppe noch begeistert, respektiert Berge und Tiere als Bruder und Schwester und muss bald darauf solches Wissen als Aberglauben zu bezeichnen lernen und darf seiner eigenen Stammesgeschichte und kulturellen Tradition nicht mehr gewahr werden oder muss sie doch in sich verschließen.

In den drei großen Romanen *Der blaue Himmel* (1994), *Die graue Erde* (1999) und *Der weiße Berg* (2000) begleitet Tschinag seinen tiefernst und tölpelhaft, ehrgeizig und liebestoll durch die Welt stürzenden Helden durch Steppe und Schule, durch Jurte und Gebirge, durchs Internat bis ins Jungdichtertum mit liebevollem und zugleich distanzierendem Spott. Und da gibt es viel zu spotten. Der kleine Über-eifrige will Klassenprimus sein und obendrein die epischen Traditionen der Tuwa mit dem sozialistischen Realismus verbinden, etwa indem er eine Wandzeitung komplett in Stabreimen verfasst und ein großes Lobgedicht auf Juri Gagarin. Tschinags Haltung ist die einer großen Dankbarkeit und Demut, so durch die Zeiten gekommen zu sein, historisch privilegiert und zugleich auch familiär privilegiert: Sein Glück erlebt er zugleich auch wie geknüpft an das sehr kurze Leben seines älteren Bruders, von dem er glaubt, dass »der wohl gehen musste, damit ich blieb«.

Die Lektüre der Bücher Tschinags kann einen nur melancholisch stimmen und gibt zugleich Bewunderung ein, wie er als die »blinde menschliche Welp«, die er war, sich nach und nach »verboten hat zu winseln«. An der Lebensform seines Stammes sucht er zu erhalten, was zu erhalten ist, ohne rückwärtsgewandt zu sein, und so hat er auch sein in den sechziger Jahren zugunsten der Kasachen zwangsumgesiedeltes Volk 1995 mit Hunderten von Kamelen und Pferden über eine Strecke von zweitausend Kilometern zurückgeführt in seine ursprünglichen Weidegründe des Hochaltai in der Westmongolei, großartig beschrieben in

dem Band *Die Karawane*. Der Zusammenbruch der Sowjetunion und die Staatwerdung der Mongolei wird auch von den Tuwa als Chance gesehen und hat Galsan Tschinag die Möglichkeit eröffnet, in Deutschland überhaupt erst bekannt zu werden – soviel auch einzelne Verlage und Autoren der DDR, etwa Erwin Strittmatter, zunächst für ihn getan haben –, dem Land, dessen große und von ihm besonders verehrte »Schamanen« Goethe und Beethoven sind.

Es liegt dennoch ein Schatten über den historischen Reflexionen Tschinags. So furchtbar er den Griff der Sowjetunion nach den mittelasiatischen Völkern erlebt hat, so brutal und ohne jede Übergangsfristen, ohne Schonung und ohne sich Zeit zu lassen, demokratische Institutionen langsam einzuführen, verfährt nun der Wirtschaftsliberalismus, obwohl Tschinag weiß, dass gegen die USA kein Sieg mehr zu erringen sein wird (seine einstige eifernde Abneigung gegen die USA bespöttelt er kopfschüttelnd); er weiß, dass das rücksichtslose neue Wirtschaften in seinem Land zumindest zunächst nicht aufzuhalten sein wird, auch wenn er das rapide Verschwinden der alten tuwinisch-nomadischen Lebensformen und die Gier und Korruption, für die Mongolen, wie er sehr genau sieht, natürlich ebenso anfällig sind wie alle anderen Völker, zutiefst bedauert. Nur treiben die Mongolen, so überlegt er, vielleicht durch ihre tiefe Verunsicherung im rapiden Wandel des Systems noch etwas leichter in die Verantwortunglosigkeit.

Dies alles wäre als schriftstellerische Leistung gewissermaßen löblich und sachlich sehr interessant und mehr nicht, erzählte uns dies ein politischer Korrespondent oder ein Ethnologe, etwa aus dem Mongolischen oder aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt. Doch Tschinag schreibt in unserer Sprache, und er schreibt ein Deutsch, das er nicht einfach gelernt hat – obwohl er es, könnte man sagen, perfekt gelernt hat –, sondern das er sich, wenn's darauf ankommt, gemessen an absoluter Sprachrichtig-

keit, ein klein wenig zurechtbiegen, durch leise Wortneubildungen anreichern, rhythmisch verändern, einem noch unbekanntem Sprachrhythmus, einer bisher unerkannten Möglichkeit des Deutschen unterwerfen kann. Es ist ein reiches Deutsch, mit nur noch selten gebrauchten Vokabeln einerseits, zugleich aber punktuell leicht unbeholfen, jedoch auch mit einer für den deutschen Leser damit einer seiner selbst spottenden Unsicherheit behaftet, dass einem bisweilen nicht ganz klar wird, ob man das als willentliche Entstellung oder als kleinen Fehler nehmen soll.

Sehr komisch vor allem sein ironischer Gebrauch von Funktionärsdeutsch, wobei man wieder gerne wüsste, ob er die Funktionärsprache im Mongolischen oder Russischen verhöhnepipelt, durchtrieben halb-zitiert, oder das Funktionärsdeutsch der DDR. Tschinags Deutsch bleibt zugleich auch das größte Rätsel. Denn die Erfahrungen, die er machte und von denen er erzählt, sind ja wohl tief in ihm »auf Tuwa« gemacht, seiner Muttersprache; er erzählt nun aber davon in deutscher Sprache, die eigentlich fremd ist gegenüber dem jeweiligen Sujet, aber dann doch wieder viel authentischer wirkt, als wenn dies alles in Tuwa aufgeschrieben und dann ins Deutsche übersetzt wäre.

In solchen Interferenzen, in solchen kleinen Verschiebungen des Deutschen zugunsten von Ausdrucksmöglichkeiten für bisher nicht Ausdrückbares stecken wahrscheinlich die spezifischen Qualitäten von Galsan Tschinags Sprache: Ein Tuwa verhält sich in deutscher Sprache zu seiner Tuwa-Welterfahrung – daraus resultieren zahllose Formulierungen, die einer erfinden muss, weil er Anderes erfahren hat und weiß als ein in Mitteleuropa lebender deutscher Muttersprachler. »Ich möchte besser deutsch schreiben als ein gebürtiger Deutscher«, sagt Galsan Tschinag, und: »Ich habe den Ehrgeiz, ein gutes klassisches Deutsch zu schreiben.« So formuliert ist das fast komisch, denn er hat dem Deutschen etwas hinzugetan, hinzugewonnen, also ist sein

Deutsch sogar besser als »ein gutes klassisches Deutsch«.

Bestimmt hat die Linguistik, die ja sprachästhetischen Phänomene gegenüber bis jetzt völlig versagt, noch kein Instrumentarium, das fein genug wäre, die Abweichungen Tschinags in ihrer Summe stilistisch zu bestimmen und die leise Fremdartigkeit mancher seiner Sätze zu beschreiben, bei denen man nicht weiß: Faszinieren mich der fremde Inhalt oder die fremde Syntax oder die sprachlichen Bilder, die ganz anderer Provenienz sind als der bei uns üblichen? Es gibt jedenfalls bei Tschinag in vielen Sätzen eine leise ungewohnte Satzmelodie, was übrigens auch mit einem anderen Verhältnis zur Zeit zusammenhängt – an entscheidenden Punkten lässt er sich erzählerisch *mehr* Zeit; wann Spott, wann Ernst herrscht und wann er verdeckt ironisch, auch den Leser mit einer Inszenierung hinters Licht führend erzählt, ist manchmal schwer auszumachen; wenn das Wort »verschmitzt« nicht so verbraucht wäre, träfe es vielleicht die Sache.

Manche Stellen haben auch die Eigenschaft eines unheimlichen, wahrhaft Schaudern machenden Schreckens oder auch Züge eines Schwanks. In *Die graue Erde* soll zum Beispiel noch unterm Sowjetsystem ein geheiligter Schamanenbaum in der Nähe der Schule, der natürlich als »konterrevolutionär« anzusehen ist, gefällt werden. In einer sozialpsychologisch meisterhaften Szene zeigt Tschinag, wie die Menschen sich dem zunächst verweigern, dann aber in verzweifelter Mordlust, in geradezu lüsterner Verletzung der alten Tabus nicht nur diese Lärche fällen, sondern gleich mehrere, aber auch von Reue und Angst geschütelt. Und wenn es nach KP-Anweisung darum geht, einen Gemüsekeller in einen Berg hineinzutreiben und dabei nach altem Glauben die Erde tief zu verletzen, schreit man, um böse Ahnungen zu übertönen: »Wir wissen, du bist nicht heilig, und darum haben wir auch keine Angst, dir den Bauch aufzureißen und bis in deine fette Niere einzudringen,

Erde!« Das muss auf eine Katastrophe hinauslaufen, und das tut es dann auch. Ist das eine heulend-abergläubische Annahme? Wenn ja, dann ist es aber jedenfalls unmenschlich von den KP-Funktionären, auf eine die Menschen so tief verletzende Art den Aberglauben brechen zu wollen.

In *Der weiße Berg* gibt es hierzu das heitere, im Effekt dann sozusagen aufklärerische Gegenstück, den Schwank von der Landung eines Flugzeugs in einer entlegenen Bergregion, bei den Tuwa, und unter denen: der kleine Erzähler. Der Militärtransporter landet, es ist für die Kinder wie ein Wunder, alle stehen Maulaffen feilhaltend drum herum, und nun kommt es zu einem kabarettreife Zusammenstoß zwischen Stammesritual und sowjetischem Militärritual. Denn der Pilot ist selbst Tuwa und weiß nun gar nicht mehr, wie er sich benehmen und wie er reden soll, ob er entspannt mit den Brüdern seines Stammes palavern kann oder albern-zackig sich an den militärischen Komment halten muss. Das ergibt mit leisen Mitteln große Komik.

Tschinags Bücher sind eine Ausprägung dessen, was Goethe gemeint haben könnte, als er statuierte, nationale Literatur wolle jetzt nicht viel heißen, es sei vielmehr die Epoche der Weltliteratur gekommen. Er hat sich in dieser Sache ja nicht sehr klar ausgedrückt, hat sogar seine Einstellung wieder geändert, als er merkte, dass »Weltliteratur« auch heißt, dass das eigene Land von allem Mist und Schund anderer Sprachen überschwemmt werden würde, und vor dieser Flut graute ihn. Bedenkt man aber, was für Kostbarkeiten er selbst der deutschen Literatur durch das quasi inakkurate Anempfinden dessen schenkte, was er für orientalische und chinesische Literatur hielt und also in Gestalt des *West-östlichen Divan* oder der *Chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten* einzuformen gedachte, so wären dies doch Modelle für jene Bereicherung der jeweiligen Literatursprache, wie sie in allerlei Überlappungen, Synthesen und Wahrnehmungs-

transfers samt Kontaminierung von einander eigentlich fremden Gattungen entstehen könnten. In den glücklichsten Momenten von Galsan Tschinags Literatur hat man dieses Gefühl, dass man zwar in der deutschen Literatur sich bewegt, aber in einer, die zugleich schwebend-utopisch fremd und anders ist.

Brecht, als er es Ende der zwanziger Jahre leid war, immer wieder Dramen über die Zerfaserung des bürgerlichen Individuums und immer nur sich selbst verpflichtete seelenkosmetische Befindlichkeitslyrik publiziert und gelesen zu sehen, konstatierte, die Literatur brauche auch eine Sache, für die sie kämpfe, sie müsse, um nicht unerhebliche Äußerung atomisierter richtungsloser Individuen zu sein, sich einer historisch fälligen Bewegung anschließen. Wie immer wir heute über das denken, was konkret aus der Sache geworden ist, an die Brecht sich dann zur Behebung seines Nihilismus attachierte und ob es seiner Literatur am Ende so sehr gut getan hat – Galsan Tschinag hat jedenfalls eine solche Sache: Es ist die einer Brücke zwischen Welten und Zeiten. »Es ist mir vergönnt, Zeuge geschichtlicher Umwälzungen zu sein: Bin in die Urzeit, in die Urgesellschaft hinein geboren, im Sozialismus aufgewachsen und stehe nun Aug in Aug zum Kapitalismus ... ich bin der Schwanengesang eines Volkes, das nun bald aus der Geschichte gehen wird.«

Was Tschinag nicht einfach zu einem Autor unter vielen macht, die jedes Jahr ein neues Romänchen zur Messe vorzulegen haben, sondern als besondere Aufgabe auf sich geladen weiß, ist etwas Überpersönliches: Geschichtsschreiber zu sein, einer, der in Roman und Erzählung und Gedicht Zeugnis gibt von Leben und Denkweisen seines Stammes. Er empfindet einen Appell, den er so formuliert: »Jetzt scheint aber die Zeit gekommen, hervorzutreten hinter der Mauer der Vergessenheit. Man will unser Alter, unsere Jahrtausende alte Kultur nicht wahrhaben, will uns totschrägen. Also werde ich alles unternehmen, um

gesehen, gehört zu werden« – diese Worte schrieb er unterm Sowjetsystem, und er sieht seinen Stamm und seine Kultur immer noch dringlich bedroht vom Kapitalismus und nach den Umwälzungen um 1990.

Er ist pessimistisch für die Zukunft des Nomadentums, fatalistisch bezüglich der weiteren Entwicklung der Mongolei, aber optimistisch oder doch ungebrochen fleißig und von seiner Aufgabe erfüllt in seiner Literatur. Er gibt nicht auf. Er berichtet uns, dass in der mongolischen und tuwinischen Literatur die Prosa, im Gegensatz zu Epik und Lyrik, noch in den Anfängen stecke, doch die deutsche Erzählprosa hat er auf eine ganz unerwartete und einmalige Weise bereichert und uns den Blick geöffnet – in *unserer* Sprache – in Erlebnisweisen und Welten, die uns sonst unbekannter geblieben oder nur indirekt und journalistisch zugänglich gewesen wären.

Nur wenige deutschsprachige Autoren können heute noch, in der Exaltation eines großen, aber flüchtigen lyrischen Augenblicks (von der Prosa wollen wir ganz schweigen) die Erfahrung der Natur als Geschwister, des Steins als Bruder und des Wassers als Schwester machen und dies Daseinsgefühl uns mitteilen: »Ja, gerade die Berge – sie verkörpern die Natur schlechthin, sind übrigens für uns Großväter, an die wir uns täglich mehrmals in Versen wenden und denen wir dabei Opfergaben darbringen. So ist der Nomade geerdet und über die Berge hinaus ebenso in den Gewässern, Wäldern, Weiten und Höhen verwurzelt.«

Galsan Tschinag sagt: Die guten Geister haben uns zusammengeführt; er meint mit dieser emphatischen Formulierung: ihn, den Tuwa, und uns, die Deutschen. Es können gar nicht andere als gute Geister gewesen sein, die Tschinag in die deutsche Sprache geführt haben. Sich selbst verspottend, über sich den Kopf schüttelnd und zugleich stolz zeichnet er sich als »mit der Stärke behaftet, der Sache, die anstand, mit der Treue eines Hirtenhundes und dem Wahnsinn eines Geistbehafteten zu die-

nen. Und meine Sache bleibt die Wortkunst.« Das heißt für ihn vor allem: die deutsche Wortkunst.

Seine Bücher reden von Dingen, von Lebensläufen, von Konflikten, die weit weg sind von uns »entseelten Bündeln auf einer entgeisterten Erde« und die uns doch beim Lesen zärtlich vertraut werden; Pürwü, seine Lehrschamanin, hat ihn im Schamanentum bestärkt, Galsan Tschinag aber hat dem praktizierten Schamanentum entsagt zugunsten der Poesie; also hat ihn das Schicksal doch bestimmt zum Dichter und zum Unternehmer (Organisation von geführten

Reisen durch die Mongolei) und zum Stammesfürsten, der versucht, seine Herde und die Herden seiner Herde zusammen und am Leben zu halten; als Stammesführer braucht er einen Teil seiner Honorare dafür, nach strengen Wintern im Frühjahr neues Vieh zu kaufen. Er schreibt Bücher, die nicht aus unserer europäischen Welt sind, die aber jetzt zu *unserer* Literatur gehören: »Als Fleisch und Blut bin ich mongolisch, als Glaubenssubjekt bin ich schamanisch, doch als Geisteswesen bin ich Deutscher. Ich bin ein deutscher Schriftsteller mit mongolischem Gesicht.«